

der von ihm geschilderten Situationen und Gestalten durchwandern, von denen uns alle spezifisch ostmitteleuropäischen — aus den verschiedensten sozialen Schichten von der bescheidenen Bäuerin bis zur polnischen oder dalmatinischen Aristokratie — überzeugend getroffen scheinen. Nur vor zwei Arten Mensch versagt seine Feder: Sein Wiener Prälat (ein herzensharter Über-Seipel, S. 239 ff.; 637 f.; vgl. S. 808; 999!) ist — anders als die polnische Schwester Oberin (S. 940 f., 953 f.) — als „Funktionär einer totalitären Kirche“ konstruiert, nicht nach dem Leben geschildert (selbst wenn ihm einmal jemand, der sich „so ähnlich“ verhielt, vorgekommen sein mag); und sein Ex-Kadett „Friedrich Wilhelm von Klönitz“ (S. 312 ff.), der später Kommunist wird, ist genau so papieren (selbst wenn Sperber den Leutnant Scheringer gekannt haben mag). Das sind gewiß für den Verfasser sehr bezeichnende Schönheitsfehler aus partieller Blindheit. Aber die überwältigende Schönheit des Gesamtwerks bleibt bestehen. Sehr viele sollten es lesen, besonders solche, denen das Verstehen zwischen Christen und Juden am Herzen liegt. (Gerade auch, weil von dem „Zaddik, den die Christen getötet haben“ — S. 941 und 953 f.! — die Rede ist, wie bei Schwarz-Barth; vgl. FR XIII, 103 f.)

José Orabuena: Ebenbild — Spiegelbild. Erinnerungen. Paderborn 1962. Schöningh. 656 Seiten.

Wer Adalbert Stifter liebt, den werden auch diese, der großväterlichen Generation J. O.s zugeschriebenen Lebenserinnerungen das dem „Nachsommer“ stilistisch ähnlichste Literaturwerk, das wir kennen, innig beglücken, worin der sephardische Arzt, dem wir das Monumentalbild des jüdischen Wilna verdanken („Groß ist Deine Treue“; vgl. FR XII, 80), mit seiner schon früher erschienenen „Kindheit in Cordoba“ (FR VII, 55) als erstem Teil nun als zweiten die „Jugend in Palermo“ und als dritten die Geschichte seiner Mannesjahre verbindet, die auch dem Gesamtwerk den Titel gibt. Jene über Abgründen heitere und zugleich schwermütige Intimität eines ganz auf die Familie konzentrierten Lebens, wie sie schon die Kindheitsgeschichte kennzeichnete, bestimmt ebenso den Fortgang, der den „Verfasser“ dezidiert geschichtslos am wild wogenden Zeitgeschehen des Risorgimento im Sizilien der 19. Jahrhundertmitte vorbeigleiten und sich auch weiterhin nur den Seinen und den Patienten widmen läßt, wobei der zweite Teil vor allem der frühverstorbenen lieblichen Schwester Bienvenida ein Denkmal setzt, der dritte der Gattin des Arztes. Bleibt er mit ihr beim Glauben seiner Väter, so wird doch auch die Taufe der Schwester (anlässlich ihrer Heirat) wie des Bruders (der Priester wird) respektvoll hingenommen und dabei manches gute Wort keimhaften jüdischen Verständnisses für christliche Vorstellungen (etwa von der Erbsünde, S. 388) gesprochen. (U. a. auch S. 114 f., 292, 393 f., 647). Das diesseits aller noch unüberwundenen und geduldig auszutragenden Differenz Gemeinsame aber kommt wohl nirgends schöner zum Ausdruck als in dem Dankgebet, das dem Erzähler sein Vater überliefert und das wohl jeder Christ mit dem Juden so gut wie den jüdischen Psalter mitbeten kann:

„Ich danke Dir, Gott, für alle Gnade und Hilfe. Für allen Schutz und alle Treue. Ich danke Dir, daß ich mich Dir nahefühlen darf und als Dein Kind. Ich danke Dir, daß Du mir die Einsicht gabst, zu wissen, es ruhe aller Entscheid bei Dir, und daß Du mir gewährest, hierin Trost zu finden und Beruhigung. Ich danke Dir, daß ich zu Dir beten darf, wann und wo immer es sei. Amen.“

Bruno Schulz: Die Zimtläden. München 1961. Hanser. 337 Seiten.

1892 geboren, als Zeichenlehrer sein Leben fristend, 1942 als Jude ermordet, hat Schulz neben Kafka-Übersetzungen ins Polnische in den dreißiger Jahren die hier vorgelegten „Zimtläden“ (Variationen über den Einbruch des üppig Heidnischen, Phantastischen und Gespenstischen ins jüdische ‚Städtl‘) sowie — hier im selben Bande — „Das Sanatorium zum Stunden-glas“ (eine Art Asyl für Tote auf Urlaub) veröffentlicht, an

Chagalls Welt erinnerndes phantastisches Panorama einer Symbiose zwischen Bibel und Gogol von ungeheurer Intensität und so ein neues Dokument jenes einzigartigen Aufbruchs jüdischer Produktivität, der das erste Jahrhundertdrittel — vor dem Untergang — kennzeichnete.

David Rokeah: Poesie. Frankfurt 1962. Suhrkamp Verlag. 117 Seiten.

Daß — wohl erstmals — auf hebräisch und deutsch Gedichte eines israelischen Lyrikers von Format (in einer von H. M. Enzensberger herausgegebenen Reihe) erscheinen, werden alle, die das Weiterwähren und -werden der jüdischen Existenz auch nach der Katastrophe kennen wollen, und besonders jene dankbar begrüßen, denen der gerade hier besonders reizvolle Vergleich zwischen Original und Übersetzung möglich ist. Schließt etwa des Dichters resigniertes „Jerusalem-Tagebuch“:

„Die Nonnen von Ejn-Karem
die während des Gebetes Korallen zählen
gehören der Nacht
nach dem Regen“

(Es sind offenbar die russisch-orthodoxen Nonnen gemeint, von denen Ben-Chorin in Rundbrief 10/11, S. 14 sprach), so vermerkt man nachdenklich, daß die „Nonnen“ hebräisch „N’sirot“ heißen, weibliche Nasiräerinnen, und die zweite Zeile auch wiederzugeben wäre:

„die Korallen abzählen zur Gebetszeit“;
womit Rokeah wohl auf eine Gebetsweise anspielt, die der des Rosenkranzes ähnelt.

Was er bietet, ist, wie der Herausgeber treffend feststellt, nicht ‚Naturlyrik‘, sondern: „seine Gedichte vergewissern sich durch die Sprache der Gebirge, der Seen, der Küsten eines sehr alten Landes, das zu einem sehr neuen Gemeinwesen geworden ist. Sie sind eine poetische Landnahme“ (S. 110). Der Dichter, 1916 in Lemberg geboren, seit 1934 Student, Arbeiter, schließlich Ingenieur in Israel, publizierte 1939 sein erstes Buch. „Als er, während des Krieges, von der Ausrottung der Juden in Europa hörte, schrieb er nicht weiter. Er verlor seine Familie, er verlor seine Freunde . . . Er hat zwölf Jahre lang geschwiegen“ (S. 113).

Und nun hat „er, der ausgezeichnet deutsch und englisch spricht, seinen Übersetzern“ (u. a. Paul Celan, Friedrich Dürrenmatt und Nelly Sachs) „unermüdlich zu einem genauen Verständnis der Texte verholfen und sie bis ins Detail der Grammatik und der Etymologie hinein erläutert“ (S. 114). Wir bringen wenigstens eine Probe vollständig:

Wüste

Grün, grünes Schilf in des Wasserlaufs Spiegel.
Des Wachstums eifernde Hoffnung am Quell
mitten in namenloser Wüste. Palmenschatten:
Schwerter aus Kupfer, zucken auf die Hügel
in Gottesleere dürr —
des Wanderers Mittagspfad
im Sand umkreist von Geierflügeln.

Ephraïm Kishon: Drehn Sie sich um, Frau Lot! Satiren aus Israel. München 1962. Verlag Albert Langen — Georg Müller. 220 Seiten.

„Alles, was in Israel passiert, ist das größte Ereignis seiner Art seit zweitausend Jahren, denn so lange hat die Unterbrechung unserer staatlichen Existenz gedauert . . . und ob Sie es glauben oder nicht: das vorliegende Buch ist die erste Sammlung satirischer Kurzgeschichten aus Israel seit zweitausend Jahren.“ Basiert der übliche ‚jüdische Witz‘ letztlich auf der Spannung zwischen der unendlichen Aufgabe und dem endlichen (jüdischen) Menschen, so dieser israelische auf der zwischen der begrenzten Wirklichkeit ‚Israel‘ und eben jenem die Grenzen des ‚Normalen‘ Sprenghenden, was im Eingangszitat die ‚Unterbrechung‘ der zweitausend Jahre andeutet. Und da gibt es denn viel zu lachen und nicht wenig zu denken, am meisten vielleicht bei der Geschichte über den kleinen ‚Sabra‘ (Landeseingebornen), der nicht versteht, daß die Vorfahren Leiden widerstandslos hinnahmen: ‚Ygal und die Inquisition‘.